

Über die Ungewissheit im Sprechen, Lesen und Deuten

1 Das Rätsel im Sprechen, Lesen, Deuten

Wenn ich mit jemandem spreche, schwingt immer ein Lesen und Deuten des Gesagten mit. In diesem Sinn ist das Sprechen-Lesen-Deuten in einem Dialog als ein Ineinandergreifen dieser drei Aktionen zu begreifen, als ein signifikantes Spiel. In diesem Spiel scheint nichts „fix“ zu sein, ein gewisses Maß ist und bleibt immer in Schweben, wenn auch noch so viel geredet, erklärt, gefragt, behauptet wird. Im Gegenteil: Je mehr Sprechen, desto mehr Schweben! Seit wir sprechen, wird notwendigerweise auch gedeutet. Der Grund dafür liegt in einer fundamentalen Ungewissheit, welcher wir als sprechende Subjekte unterworfen sind: Jeder Mensch fragt sich und räsoniert: Was will die Ansage, die Aussage, die Frage, die Rede des Anderen von mir? Und umgekehrt, wenn ich mich an den Anderen wende, bin ich mir nie gewiss, ob er mir gegenüber die Wahrheit spricht oder ob er gar lügt. Alles Kommunizieren lebt und ruht offensichtlich auf der wackeligen Figur eines Fragezeichens. Nur das praktische Zwecksprechen im Befehlstone auf der Basis eines strammen Ausrufezeichens scheint klar und eindeutig zu sein, wie es etwa die Verkehrszeichen oder die Hinweisschilder im „Dickicht der Städte“ beweisen. Alle anderen Sprechakte und Aussagen bleiben mehrdeutig, fragwürdig und bis zu einem gewissen Grad rätselhaft. Schon die ältesten mythischen Figuren der Deutung in unserer Kultur sprechen in Rätseln. Das Orakel löst ein Rätsel immer nur mit einem neuen Rätsel. Teiresias gibt mit seinen Visionen Rätsel auf, weil er ein blinder Seher ist. Cassandra hat zwar die Kraft der Deutung, aber niemand glaubt ihr, ihr Spruch bleibt ein Rätsel. Märchen strukturieren ihre Geschichten um Rätsel. Gedichte, Romane, die berühmtesten Dramen – Ödipus, Antigone, Hamlet ... - die gesamte Literatur lebt vom Rätsel und fordert die Arbeit der Deutung heraus. Starke Deutungen geschehen nicht selten wiederum in der Form von literarischen Werken. Kunst im Allgemeinen, ist sie nicht ein Kanon von Rätseln? Wir stehen vor einem Kunstwerk und fragen uns, was es von uns will. Es springt uns an und fordert uns, wenn wir vor ihm bestehen wollen, zu einer Deutung heraus, zu einer Deutung, die seine Aura nie ganz erfassen wird können. Kreative Menschen antworten auf Kunstwerke mit neuen Kunstwerken. So stellt etwa der Germanist und Schriftsteller Peter von Matt fest: „Die immense Produktion von Kunst und Literatur beweist, dass die Menschheit die Lösung ihrer Rätsel durch neue Rätsel braucht, das heißt, dass sie der Lösung ihrer Rätsel durch den Logos nicht traut.“¹ Das cartesische Prinzip des „ego cogito“ kann den Beweggrund menschlichen Sprechens nicht erfassen, weil es eine dem Sprechen vorausgesetzte Wahrheit nicht gibt. Auf ein Sprechen folgt ein weiteres Sprechen, auf Bücher folgen Bücher, auf Interpretationen folgen Interpretationen, der Mensch ist als Sprechwesen einer unabschließbaren Bewegung des Deutens ausgeliefert. Wenn er sich auf eine „Wahrheit“ berufen kann, ist es die seines Seins als ein „Imperfektum“.

¹ Peter von Matt, Das Szenische der Deutung. In: RISS, Zs. f. Psychoanalyse, Nr. 8/9, 1988, S.157.

2 Das Abenteuer des Lesens

Auf die strukturelle Offenheit von literarischen Texten und sprachlichen Kunstwerken reagiert die Wissenschaft mit einer Reihe von Interpretationsverfahren: positivistischen, geistesgeschichtlichen, psychologischen, soziologischen, werkimmanenten, rezeptionsästhetischen, konstruktivistischen, informationstheoretischen, ... Ihr Ziel ist es, die Bedeutung, Machart und Wirkung eines Textes zu erfassen, also dahinterzukommen, wie ein Text funktioniert, wie er strukturiert ist, was ihn ansprechend macht, was er mit seinem Leser tut, kurz, zu erkennen, wie er „tickt“. In den methodisch vielgestaltigen Auseinandersetzungen von Leser*innen mit einem Text geht es letztlich um Entschlüsselungsversuche. Ich möchte hier aber nicht auf einzelne Interpretationsmethoden eingehen, sondern der simplen Frage nachgehen, was sich beim Lesen, Deuten und Interpretieren eines Textes grundsätzlich abspielt, also nach dem suchen, was die „Lust am Text“² und die Arbeit mit ihm ausmacht.

Was also geht da vor sich, wenn ich einen literarischen Text, beispielsweise einen neu erschienenen Roman, neugierig zur Hand nehme und lese? Zuerst taste ich mit meinen Sinnen das Buch ab, lasse den Blick über Cover und Umschlaggestaltung gleiten, schaue nach dem Seitenumfang, überfliege das Copyright, nehme Papierqualität und -geruch prüfend wahr und tauche nicht selten erst dann so richtig in die Lektüre ein, nachdem ich zuvor noch Informationen über Autor und Inhalt entnommen und die ersten und letzten Sätze überflogen habe.

Die Eingangssätze lese ich dann sehr konzentriert und aufmerksam, manchmal sogar mehrmals. Bald aber übersehe ich, wie mich der Text umgarnt und langsam und unauffällig über das Bewusstsein hinweg weiter in mich eindringt und in mir jene psychischen Bewegungen auslöst, die das Lesen zu einem phantasmatischen Abenteuer machen. Bilder steigen auf, Fluten von Bildern, Phantasiegebilde in Bewegung, wie Träume gleiten sie in mir. Wo? Ich bin weg, ich bin in den Bildern, ich bin die Bilder selbst, so wie ich in den Gebilden der Träume verloren bzw. aufgehoben bin. Es ist eine mystische, vielleicht auch psychotische Erfahrung. Raum- und Zeitgefühl sind eins und treten direkt als Realität auf. – Plötzlich ist dieser Zustand wieder fort und mein Bewusstsein an seine Stelle getreten. Ich nehme die Wörter und Sätze, die Buchseite mit ihren Absätzen, ihrer Seitenangabe jetzt klar wahr. Ich lese wieder konzentriert, wiederhole Sätze, springe Zeilen zurück und reflektiere das Geschriebene. Ich studiere den Aufbau der Passagen, achte genau auf Wortwahl, Satzbau, Wiederholung von Themen, gleite ab in persönliche Erfahrungen, vergleiche diese mit den Textinhalten, übersetze sie in Vorstellungen, die mir verfügbar sind, konfrontiere sie mit Bewusstseinsinhalten in mir. – Und bald schon tauche ich wieder weg und werde neuerlich überschwemmt von Phantasien, die der Text ausgelöst hat. Es ist wie beim Schwimmen ein Eintauchen und Auftauchen durch die Wasseroberfläche, nur nicht regelmäßig im Rhythmus, sondern einer eigenen Atmung folgend, welche der Ablauf des Textes bestimmt. Dieses Lese-Abenteuer lässt in mir eine Welt entstehen, die von mir bewusst ausgemalt ist und gleichzeitig dennoch durchwirkt ist von Bildräumen, deren Herkunft mir fremd ist. Bewegend

² Nach dem Titel des 1974 im Suhrkamp Verlag erschienenen Essays von Roland Barthes

ist dieses Lesen-Träumen, schön ist es, interessant, lebendig, aufgeladen voller Gefühle. Ich erkenne einmal mehr: Die Welten, die von Romanen und Erzählungen in mir zum Leben gebracht werden, sind ein Teil von mir, sie gehören ganz zu mir, umfassen mein Bewusstsein ebenso wie mein Unbewusstes. Enttäuschend und kraftlos sind gemessen daran alle Verfilmungen von Büchern. Buchverfilmungen können mit den persönlichen und subjektiven Lesebildwelten nicht mithalten und müssen fremder, flacher Abklatsch bleiben. Die meisten Leser*innen kennen dieses Gefühl ...

Nach der Lektüre: Der Text hat mich angesprochen, ich habe mit ihm gesprochen, ein starker Leseindruck ist geblieben. Das drängt mich, es mitzuteilen. Denn als Sprechwesen bin ich auf Kommunikation ausgelegt und damit prinzipiell an einen Ort verwiesen, an dem meine Erlebnisse sprachlich ausgedrückt und mit anderen ausgetauscht werden können.

Angenommen ich wende mich nun tatsächlich an diesen „Ort des Anderen“³, dann heißt das praktisch gesehen, dass ich zu jemandem mir Nahestehenden sage: „Du, dieses Buch da, es ist stark, das musst du unbedingt lesen! Ich bin neugierig, was du dazu sagst!“ In gewisser Weise ist das ein verkappter Befehl, eine in einer begeisterten Aufforderung versteckte Forderung. Hier – jetzt – stellt sich die Frage in mir: Warum will ich, dass jemand anderer dieses Buch ebenfalls liest und mit mir darüber spricht?

Die schnelle Antwort scheint in der Richtung meiner eigenen Begeisterung zu liegen. Ich will beim Anderen mein „Feuer“ entfachen. Er möge auch ein „Fan“ dieses Buches werden. Jedoch: Soll meine Begeisterung am Ende einen „Fanclub“ gründen? Das wohl nicht, diese Antwort greift zu kurz. Denn genau genommen möchte ich, dass er mit mir über das Buch spricht und mir sagt, was er davon hält. Das bedeutet: Ich will meine Begeisterung nicht bloß weitergeben, sondern herausfinden, warum sie in mir entbrannt ist. Das wiederum kann ich mir selbst nicht oder nur schwer erklären, jedenfalls, mein Textwissen über das Buch allein reicht nicht aus, damit ich mir darüber klarer werden könnte.

In all dem schwingt offensichtlich eine Unsicherheit mit, die mit genau jenen Fragen zusammenhängt, welche die eingangs angesprochene Rätselhaftigkeit von literarischen Werken betreffen: Warum hat mich das Buch so aufgewühlt? An welche sensiblen psychischen Zonen hat der Text appelliert, welche meiner Wünsche, Lüste, Ängste, Wunden hat er gestreift oder getroffen? Darüber möchte ich Antworten finden. Wo? – Am „Ort des Anderen“! Schließlich wende ich mich tatsächlich an den Anderen und fordere ihn auf: „Was sagst du dazu? Mach mir klar, was mir dieser Text bedeuten will! Besprich, bitte, diesen Roman mit mir! Hilf mir, seine Wirkung zu erklären!“ – Und hier muss ich präzisierend einräumen: Die sogenannte „Lust am Text“ meint genau genommen nicht ein rein positiv bewertetes Lustgefühl, *die* Lust, *die* pure Begeisterung, sondern im erweiterten Sinn von „Mehrlust“⁴ das umfassende Genießen des Texts mit allen seinen psychischen Implikationen, zu denen die vielfältigsten Emotionen gehören, die sogar ein Leiden einschließen können. Hinter der Forderung, die sich an den „Ort des Anderen“ richtet, mithin an alle mit mir Lesenden, versteckt sich am Ende die Frage nach *meiner* Wahrheit: Was, wer bin ich? Und damit verbunden ist eben die Suche nach einer Antwort, die Frage: Was kann oder will mir

³ Begriff von Jaques Lacan für das Wissen aller Sprechenden

⁴ Begriff von Jaques Lacan für ein Genießen jenseits des Lustprinzips; er gebraucht ihn in Anlehnung an den Begriff des „Mehrerts“, wie ihn Hegel verwendet.

der Text über mich selbst, über mein Dasein als Mensch und Leser, sagen? Die Aufforderung an einen anderen Lesenden: „Bitte, lies das!“ ist getragen von dem Wunsch, mit meinem Lese-Erlebnis nicht allein gelassen zu werden. „Bitte, lies das!“ bedeutet: „Sei für mich da!“ Das ist die einfachste Bittformel des Menschen, der als Sprechwesen einem fundamentalen Mangel an Sinn und einem Begehren nach Anerkennung ausgeliefert ist.⁵

3 Die Leserunde als Spielform des Deutens

Hat sich die Kunde vom guten, interessanten, starken Buch bei ein paar Leser*innen herumgesprochen und sind diese nach der Lektüre desselben ebenfalls angetan davon, liegt es oft nahe, dass wir uns alle zusammensetzen und darüber reden wollen. Wir bilden eine Leserunde, um uns darüber auszutauschen, wie der Text „gefallen“ hat. Nun ist es gewiss nicht das erste Ziel, bei dieser Zusammenkunft über die vorhin beschriebene „Lust am Text“ zu sprechen, denn gerade diese persönlichen elementaren Erfahrungen beim Lesen sind schwer zu formulieren und noch schwerer gut verständlich mitzuteilen. Und schon gar nicht will man etwas von Begeisterung, dahinter liegender Unsicherheit und Liebesanspruch daherquasseln. Stattdessen wird man sich sachlich geben und in erster Linie Notizen zum Text, zu seiner Materialität vorbringen. Also setze ich mich hin und halte – nicht selten im Zug einer Relektüre – fest, was mir hinsichtlich Sprache, Satzbau, Architektur des Textes auffällt, was mir zum Inhalt einfällt, was mir an der Textualität insgesamt gefällt, was mir unklar bleibt. Je größer meine poetologische Professionalität ist, desto detaillierter sehe und erkenne ich, kann ich den Spuren und Verweisen des Textes folgen. Am Ende der Aufzeichnungen werde ich mir bzw. wird sich mir dennoch die vorhin angesprochene Sinnfrage stellen: Was will, was soll dieser Text eigentlich sagen? Um das einigermaßen zu fassen, gehe ich meine Notizen noch einmal durch und versuche, sie in eine möglichst schlüssige Abfolge zu bringen, damit sich zusammenhängende Aussagen ergeben. Ich nenne diese Aufzeichnungen „mein Textwissen“ und will es in der Leserunde mit dem „Textwissen“ der anderen teilen. Also stelle ich mich, wenn es so weit ist, hin und formuliere ein Statement, und zwar mit der einigermaßen herrschaftlichen⁶ Geste: „So sehe *ich* das! Wie seht *ihr* das?“ Die anderen machen es ähnlich und tragen ebenfalls ihre Notizen vor. Die „Textwissen“ beginnen sich ineinander zu verketteten, eine Diskussion setzt sich in Gang. Diese – verstanden als ein „signifikanter Handel“ – verläuft keineswegs konfliktfrei, denn das Ineinandergreifen der „Textwissen“ ist immerhin ein Intervenieren des einen im anderen. Es ist ein Umordnen, Strukturieren, Ausrichten und Bewerten der jeweiligen „Textwissen“, was bei den Teilnehmer*innen vielfältigste Reaktionen erzeugt: Widerspruch, Korrektur, Fragen, Lachen, Ärger, andere Aussagen ... All das macht die „Diskussion“ lebendig und interessant – und produziert etwas, das am Ende für alle ein erweitertes „Textwissen“ über das gelesene Buch ergibt.

Aber nicht nur das, der Prozess hinterlässt neben dem „Signifikanten-Ergebnis“ auch noch etwas anderes: einen unbestimmbaren, nicht-signifikanten Rest, nämlich Gefühle, z.B.

⁵ In Anlehnung an Lacans Konzept des „Liebesanspruchs“, demzufolge ein Mensch auf seine Anerkennung durch die Anwesenheit einer Vertrauensperson angewiesen ist.

⁶ Ich spiele mit diesem Ausdruck auf den von Lacan definierten „Diskurs des Herrn“ an.

Zufriedenheit, Unmut, Freude oder Enttäuschung, nicht selten den Griff zu einem Glas Wein, bei dem man die Runde mit allgemeinem Getratsche ausklingen lässt. Dieses unbestimmte „Restgefühl“ als ein Produkt der Leserunde zu sehen, ist nicht unwesentlich: Denn sofern dabei „Gefühle“ im Spiel sind, wirkt es nach und wird produktiv, es hält die Neugier und die „Lust auf mehr“ im Lesekreis aufrecht.⁷

Letzten Endes hat die Diskussion die Einsicht mit sich gebracht, dass jede*r in der Runde bei vielen Übereinstimmungen dennoch anders liest und anderes im Text entdeckt und für wichtig hält, dass sich folglich die einzelnen „Textwissen“ bei aller Überzeugungsarbeit, bei allen Erklärungsversuchen, bei der gepflegtesten Rhetorik nie ganz zur Deckung bringen lassen. Und so bleibt nach jeder Leserunde ein Grund, der zum Weitertun antreibt und Anlass gibt, sich in die nächste Runde über ein anderes Buch zu werfen. Womit sich das Rätsel weiterschreibt, das in literarischen Werken, in Werken der bildenden Kunst, im Dasein des Menschen als Sprechwesen steckt.

4 Der Antrieb des Sprechens, Lesens, Deutens

Wenn ich mich als Sprechender, Lesender, Deutender an den „Ort des Anderen“ und an das dort kursierende Wissen wende, um von dorthin Antworten auf meine Fragen nach der Wahrheit zu erwarten, muss ich enttäuscht werden. Denn dort klafft ein Loch oder eine Leerstelle, wie Lacan sagt: „Im Sprachsystem fehlt ein Signifikant, der die Wahrheit garantieren könnte.“ Und das heißt: „Es gibt keine andere Wahrheitsgarantie als die Aufrichtigkeit (*bonne foi*) des Anderen, und diese stellt sich dem Subjekt immer in problematischer Form dar.“⁸ In „problematischer Form“ deshalb, weil sich der Andere mit denselben Fragen und mit derselben Offenheit wie ich konfrontiert sieht. Als Sprechwesen sind wir im echten Wortsinn Sub-jekt, der Sprache unterworfen und damit einem System der Offenheit und Ungewissheiten eingeschrieben. Aus unseren täglichen Gesprächen kennen wir das nur allzu gut, sie sind geprägt von Missverständnissen und Fehldeutungen: Aneinander vorbeireden, Unklarheiten, Berichtigungen, ausholende Erklärungen, Präzisierungen, Unterstellungen ... Das Sprechen an sich speist sich, wenn man so will, aus einer fundamentalen Differenz von dem, was geredet wird (das Aussagen), und dem, was gemeint ist bzw. ausgesagt werden möchte (das Ausgesagte). Rede (Signifikant) und das vom Redenden Gemeinte (Signifikat) können nicht zur Deckung kommen, der „Sinn“ der Rede schwebt in der Kette ihrer Wörter und Sätze und stellt sich erst dann unzureichend her, wenn der Fluss des Sprechens einmal kurz anhält, wenn er „punktiert“ wird, wenn ein Punkt gesetzt wird.⁹ Und weil der Sinn immer „unzureichend“ ist und bleiben muss, wird immer wieder weitergesprochen und nachgeschärft. So gesehen, lässt sich der Prozess der Sinnentwicklung mit dem Nachschlagen in einem Lexikon vergleichen. Man wird von einem Eintrag zum nächsten verwiesen und wieder zu einem nächsten und das so lange, bis sich die Bedeutung, das Verstehen des Gesuchten, immer deutlicher werdend herauskristallisiert. Kurz: Der „Sinn“ (das „Gemeinte“, das Signifikat) stellt sich im Sprechen immer erst

⁷ Diesen Aspekt des produktiven Rests arbeitet Regula Schindler deutlich in diesem Beitrag heraus: Regula Schindler, *Le savoir il s'invente / Das Wissen, es erfindet sich*. In: RISS, Zs. f. Psychoanalyse, Nr. 8/9, S. 36-74.

⁸ Vgl.: <https://lacan-entziffern.de/anderer/aufrichtigkeitunaufrichtigkeit/>

⁹ Vgl. dazu auch: Heinrich von Kleist, *Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden*.

nachträglich her, er ist nie von vornherein als ein Fixum da. Bester Beweis dafür ist unser Wissen, das im Prozess des Forschens entwickelt wurde und als ein nur „vorläufiges Wissen“ einer ständigen und unabschließbaren Verschiebung, Umwandlung und Erweiterung unterliegt.

Die Frage nach dem Antrieb des Sprechens-Lesens-Deutens kann an diesem Punkt noch einmal mit dem Hinweis auf die Leerstelle am „Ort des Anderen“ verknüpft werden. Die Sprache liefert die Menschen der prinzipiellen Möglichkeit zu lügen aus. Nichts Ausgesprochenes kann als gänzlich haltbar und für „bare Münze“ genommen werden. Alles und jedes ist hinterfragbar und wird auch tatsächlich hinterfragt. Weil im Sprachsystem etwas fehlt, das eine endgültige Wahrheit garantiert, müssen wir ständig Fragende und Suchende bleiben. Wir werden finden, zweifellos. Jedoch werden wir nicht „wiederfinden“, denn jenes Ominöse, das gerne „letzte Wahrheit“ genannt wird, hat nie existiert. Bescheiden wir uns daher und fassen wir das Drängen der Frage nach Wahrheit unter einem anderen Vorzeichen ins Auge! Es kann doch auch als faszinierende Suche und als „Lust am Deuten“ gesehen werden. So sehe ich die im Titel angesprochene „Ungewissheit im Sprechen, Lesen, Deuten“ tatsächlich als „Motor“ eines positiven Strebens, das die Neugier aufrechterhält, Lebensenergie bietet und immer neue Felder des Wissens eröffnet. Lacan nennt dieses Streben und Suchen „Begehren“.

Das erste Mal, als ich das bewusst erkannt habe, geschah in den Sommerferien auf dem Sessel eines stillstehenden alten Sesselliftes schaukelnd in der Talstation, die mein Vater als Liftbediensteter betreute. Da reifte der Entschluss in mir, Literatur zu studieren, und zwar egal welche Art von Literatur, einfach Geschriebenes/Gesprochenes sollte es sein. In jedem Text wäre etwas zu finden, das eine Suche wert ist, dessen war ich mir gewiss. Ich wandte mich an meinem Vater und teilte ihm das mit. Er verstand und blickte mir offen in die Augen. So begann ein langer Weg des Suchens und Fragens. Fragen brachten Antworten, Antworten lösten Fragen aus, und so fort – neue Felder des Wissens taten sich auf, die heute Licht auf die Literatur und manche Kunstwerke werfen. Die psychoanalytischen Schriften von Freud und Lacan stellten zuletzt und am deutlichsten das Fragen an sich und das Deuten¹⁰ ins Licht.

Wien, September 2022

¹⁰ Die Anregung zu diesem Text erhielt ich zuletzt von der Zeitschrift für Psychoanalyse: Das Deuten. – RISS, Nr. 8/9, 1988.